

Ernst-Michael Schwarz

NVA als Abenteuer?

Meine drei Jahre bei der Truppe

Erzählung

Ernst-Michael Schwarz

NVA als Abenteuer?

Meine drei Jahre bei der Truppe

Heimdall Verlag
Digital Edition

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Heimdall Verlag
Digital Edition

Hergestellt in Deutschland • 1. Auflage 2018

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,
www.heimdall-verlag.de

© Alle Rechte beim Autor: Ernst-Michael Schwarz
Satz: Heimdall Verlagsservice, info@lettero.de

Coverfoto: © Bundesarchiv 183-W1029-0030

ISBN: 978-3-946537-52-6

Vorwort

Zwei deutsche Generationen wurden in der BRD beziehungsweise in der DDR sozialisiert. Entsprechend unterschiedlich waren ihre sozialen Erfahrungen, Erlebnisse und Erinnerungen. Gemeinsam wollten dabei alle nie wieder Faschismus und Krieg mit allen seinen entsetzlichen Folgen und Hinterlassenschaften erleben müssen. Bestimmt wurden die persönlichen Entwicklungen von den politischen Rahmenbedingungen in den vierzig Jahren des Bestehens der beiden deutschen Staaten. Es war die Zeit des Aufbruchs, der Hoffnungen, aber auch des Kalten Krieges, des erbitterten Ringens der beiden Supermächte USA und UdSSR um die Weltherrschaft.

Natürlich war nach dem schlimmsten aller Weltkriege klar, kein Deutscher sollte mehr eine Waffe in die Hand nehmen, nur eine kompromisslose Friedenspolitik, beruhend auf einem radikalen Pazifismus, konnte und sollte die Gefahr eines neuerlichen Weltbrandes verhindern. Wie wir heute wissen: eine Illusion. Internationale Ereignisse von den Atombombenabwürfen auf Japan bis zum beginnenden Koreakrieg begruben alle Hoffnungen in diese Richtung. Für die Deutschen bedeutete das Ende der Zusammenarbeit der Siegermächte im Alliierten Kontrollrat und die Gründung der BRD und der DDR kurz nacheinander das Ende aller Hoffnungen auf ein pazifistisch neutrales Deutschland im Herzen Europas.

Mit der Gründung der beiden deutschen Staaten begann gleichlaufend die Wiederaufrüstung und Bewaffnung. Aus dem Amt Blank wurde in kurzer Zeit die Bundeswehr der BRD (1955) und aus der KVP der DDR am 01. März 1956 die NVA. Spätestens nach dem 13.08.1961 war jede

Hoffnung auf eine gesamtdeutsche Entwicklung ausgeräumt.

Für junge Männer war seit den Fünfzigerjahren in der DDR der Wehrdienst in der NVA (für achtzehn Monate, drei Jahre oder als Berufssoldat) fester Bestandteil ihres Lebensweges. Der NVA oblag der militärische Schutz der DDR, eingebunden in die Verteidigungsstrategie der Staaten des Warschauer Vertrages. Zum Selbstverständnis der NVA gehörten die Friedensliebe und die Traditionen des antifaschistischen Widerstandskampfes. Die NVA einfach mit den Grenztruppen, den militärischen Einheiten des MfS gleichzusetzen, ist falsch und wird dem Charakter dieser Armee nicht gerecht. Richtig ist allerdings, dass die führende Rolle der SED in der NVA und die enge Zusammenarbeit mit dem MfS nie in Frage gestellt werden durfte. Wer es trotzdem tat, bekam richtigen Ärger und die ganze Macht dieser Organisationen und der Staatsmacht zu spüren, egal, ob General oder Gefreiter.

In diese Armee wurde ich am 01. November 1966 als SAZ einberufen. Ich hatte mich für eine freiwillige dreijährige Dienstzeit entschieden und sah es mit meinen achtzehn Jahren damals offen gestanden als Abenteuer. Die Gründe dafür habe ich in meinem Buch „Erwachsenwerden in der DDR“ beschrieben.

Nachdem ich mehrere gute und auch weniger gute Sach-, Fachbücher und Belletristik über die NVA gelesen hatte, stand mein Entschluss fest. Ich schreibe meine drei Jahre, meine Erlebnisse, mein Leben als Unteroffizier einfach mal auf. Also Episoden mit stark autobiografischen Zügen, ein ehrliches Fazit, kein Fachbuch, weder eine Idealisierung noch eine Abrechnung. Mir geht es um mein „Abenteuer NVA“, drei Jahre, die mich geprägt haben,

drei Jahre, die Überzeugungen gefestigt haben, aber auch Zweifel am real existierenden Sozialismus „Made in GDR“ nicht ausräumen konnten, im Gegenteil, es kamen neue hinzu.

Mit damals achtzehn Jahren und meinem bisherigen Leben war es auch, aber nicht nur ein Abenteuer, es war ebenso ein Risiko. Ich war damals überzeugt, das Richtige zu tun, in erster Linie für mich und mein weiteres Leben, aber auch für meine Ideale. Dass alles dann etwas anders kam, liegt in der Natur der Dinge. Beim Lesen sollte unbedingt beachtet werden, wenn die NVA keine Armee des Volkes gewesen wäre, hätte es die friedliche Revolution von 1989 vielleicht so nicht gegeben.

Mein Dank gilt allen meinen damaligen Vorgesetzten für ihr Verständnis und ihre Geduld mit einem noch nicht mal zwanzigjährigen Hitzkopf. Die Erinnerungen sind fast durchweg positiv besetzt. Sollte der eine oder der andere kritisch beschrieben werden, so liegt das sicher an meiner Betrachtungsweise, aber vielleicht nicht nur? Danke auch meinen Kameraden, U-Schülern und Soldaten vor allem in Haide und Leipzig. Wir waren eine tolle Truppe.

Für das kritische Hinterfragen und die große Hilfe beim Verfassen dieses Buches danke ich ganz besonders meiner lieben Frau Anne. Ihrem geduldigen Lesen und Zuhören ist es zu verdanken, dass ich mich an viele Dinge wieder erinnern konnte.

Danke auch an meinen Freund und Kameraden Herbert Holstaus Binz/Rü., Heinz Borchert und seine Mitstreiter im Club der Volkssolidarität in Prora/Rü., die den Anstoß zu diesem Buch gegeben haben.

Die Namen der vorkommenden Personen wurden weitgehend verändert, die Ereignisse und Orte jedoch nicht.

Meine Standorte (1966-69)



Meine Standorte

© A. Koburger

1. Einberufung

Immer wieder redete ich mir ein: „Du hast es so gewollt. Es war dein Entschluss, für drei Jahre zur Fahne zu gehen.“ Nachdem es mit der Marine nicht geklappt hatte, glaubte ich mit der Artillerie als Wunschwaffengattung die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Es war ja außerdem mein erster selbst gefasster Beschluss, das weitere Leben betreffend. Na gut, vor einem guten halben Jahr, als ich die Verpflichtung unterschrieb, waren wir noch zu zweit. Renate war noch da und wir hatten ganz klare Vorstellungen, unseren weiteren Lebensweg betreffend. Die drei Jahre NVA, Studium und ein gemeinsames Leben mit Renate gegen den Widerstand unserer jeweiligen Mütter gehörten dazu. Wir würden ja dann etwas mehr Geld für den gemeinsamen Start ins Leben haben, ein besseres Stipendium würde erst mal reichen. Renate wollte nicht studieren und ihr Gehalt als technische Zeichnerin kam noch dazu. Beim letzten Gespräch auf dem WKK wurde mir auch zugesagt, dass man auf einen möglichen Wohnungsantrag, natürlich nach der Eheschließung, sehr wohlwollend reagieren werde. Alles prima, bis zum Sommer 1966. Träume hatten wir ganz tolle, auch in der DDR, aber auch da, wie überall, waren sie sehr schnell nur noch Erinnerungen. Es tat immer noch verdammt weh, daran zu denken. Nur jetzt war dafür keine Zeit mehr. Teil zwei unserer Träume wurde gerade sehr real und war nicht mehr rückgängig zu machen. Ich saß im Zug mit vielen anderen Leidensgenossen und realisierte eben, dass das der Tag meiner Einberufung war. Nach den ganzen Abschiedsszenen auf dem Leipziger Hauptbahnhof war mir noch mulmiger als zuvor. Bei

mir gab es niemanden mehr zum Abschiednehmen. Also verabschiedete ich mich, zumindest vorübergehend, von meiner Heimatstadt Leipzig. Der Zug setzte sich nach gefühlten ewigen Zeiten in Bewegung. Die typischen Signale der Dampfloks ließen keine Zweifel aufkommen: „Das Abenteuer geht los.“ Jetzt, und daran erinnere ich mich noch ganz genau, kam sogar eine Art Neugierde auf, also Freude war nicht dabei, nein, aber ich wollte es jetzt wissen, keine Schwäche aufkommen lassen.

Ich sah mich um in dem alten Reichsbahnabteil. In der einen Ecke saß einer, der sich gerade noch die letzte Träne aus dem Auge wischte. Gegenüber starrte einer nur einfach geradeaus. Der neben mir hatte so was von einer Wodkafahne. Ob das half? So ganz langsam kamen Gespräche zustande. Ich beteiligte mich nicht, keine Lust. Es war noch alles gemischt. Achtzehn-Monate-Wehrpflichtige und SAZ bunt durcheinander. Auf dem Leipziger Hauptbahnhof hatte man uns entsprechend unseren Einberufungsbefehlen auf die Züge und die Wagen verteilt. Der Unteroffizier, der meinen Einberufungsbefehl kontrollierte, tippte auf das Kürzel SAZ und sagte nur wie nebenbei: „Das behalte mal während des Transportes schön für dich!“ Prima Ratschlag, ich hatte meine Ruhe und hielt einfach mal die Klappe. Das konnte ich immer noch sehr gut. Einer im Abteil, der im Brustton der Überzeugung verkündete: „Ich werde Unteroffizier!“, bekam den gesammelten Frust aller anderen ab. Ich grinste in mich hinein. „Äh ...“, stupste mich der mit der Wodkafahne an, „... und du, wo haben sie dich hinverschaukelt?“ „Ach weeßte, eigentlich wollte ich ja zum Zelten an die Ostsee, aber im November ... und außerdem wird wohl in Stendal wieder mal die Kohle alle sein. Also wie

wär's mit Klietz, wo immer das ist?“ Alle mussten lachen und der forsche Kollege von eben war aus der Schusslinie.

Klietz – das war eine gute Frage. Kein Mensch wusste damals, wo das ist. Selbst die Genossen auf dem WKK in Leipzig mussten auf die Karte sehen. „Na, da ist doch das Ausbildungszentrum für Artillerieeinheiten“, sagte man mir. Aha, jetzt wusste ich alles, hä? Klietz? Nur Omi wusste Bescheid: „Auch in Klietz wird der liebe Gott bei dir sein und dich beschützen.“ ... Na, dann ist ja alles gut. Aber als wir dann, es war schon dunkel, in Klietz nahe Stendal ankamen, musste ich erkennen, es gibt Orte, die muss der liebe Gott gleich nach der Schöpfung vergessen oder verstoßen haben. Klietz gehörte definitiv dazu. Während meiner dreijährigen Dienstzeit lernte ich noch mehrere dieser Orte kennen.

Bereits beim Aussteigen in Klietz wurden wir mit der militärischen Realität konfrontiert. Wir sollten auf LKWs verteilt werden, um zum richtigen Standort weiterzukommen. Es gab drei Möglichkeiten: das Ausbildungszentrum, den Truppenübungsplatz und die Kasernen der künftigen Raketenabteilung. Obwohl das an sich eigentlich kein Problem sein sollte, wurde durch das Personal vor Ort eins daraus gemacht. Alle Uniformierten schrien durcheinander: „Los, zu den Fahrzeugen, Laufschrift, schlafen Sie nicht ein ...“ und so weiter. Alles klar und deutlich, nur eine Frage blieb unbeantwortet: Wohin sollten wir laufen? Einige sprangen ängstlich auf den nächstbesten LKW, ganz falsch, also wieder runter, das Chaos war perfekt. Ich dachte mir so, jetzt kann doch eigentlich Nachdenken und Überlegen nicht schaden. Also nahm ich bei all dem Gebrülle und Chaos meinen Einberu-

fungsbefehl zur Hand und las hinter dem Ortsnamen Kletz zwei Buchstaben und eine Ziffer: AZ 3. Konnte es sein, dass AZ die Abkürzung für Ausbildungszentrum war? Jetzt wiederum wäre es hilfreich und logisch gewesen, wenn an den LKWs diese Kürzel wieder aufgetaucht wären. Aber nichts. Also ging ich zum ersten LKW und fragte den Fahrer, einen Gefreiten, der sichtlich amüsiert und gelangweilt das Treiben ansah. „Entschuldige bitte, aber AZ, wo muss ich da hin?“ Erst mal sagte er nichts, zeigte nur mit dem Finger auf einen LKW in der zweiten Reihe. „Das ist der Bus für die Tausendtagediener.“ Durch die sicher nicht gewollte Eigeninitiative eines eben Einberufenen hatte ich zwei Dinge erfahren, den richtigen LKW, der sich langsam füllte, und ich war also ein „Tausendtagedingsda“, kurzes Rechnen, und einer, der für drei Jahre sich das alles antun will.

Irgendwie löste sich das Chaos auf und nach einer gewissen Zeit, die bei vernünftiger Vorbereitung und etwas weniger Gebrüll wesentlich zu verkürzen gewesen wäre, ging es los ins Ausbildungszentrum 3. Jetzt kannte ich also auch die Bedeutung der 3 auf meinem Befehl, den man mir dort gleich abnahm. Als ich auch meinen Wehrdienstausweis abgeben wollte, bedeutete man mir, den erst mal zu behalten. „Sie werden morgen weiterverlegt.“ Das war mir jetzt völlig egal, ich war hungrig und müde. Ja, es gab was zu essen und zu trinken. Zwischen diesem Getränk, das sie Tee nannten, es gab auch viel andere Namen während meiner Dienstzeit, und mir bestand seit diesem Abend eine tiefe, nie zu überbrückende Feindschaft und Abneigung – ungenießbar!

Also würde es am nächsten Tag weitergehen, und zwar, wie wir inzwischen erfahren hatten, nach Oranienburg

zur Grundausbildung. „Aber von dort werdet ihr dann nach der Vereidigung an die Unteroffiziersschule nach Drögeheide versetzt“, erklärte uns am Abend ein, wie ich fand, sehr netter Hauptwachtmeister. Aber warum grinste der bei dem Namen Drögeheide so? Daran sollte ich mich zwei Monate später erinnern, und wie.

Das war also mein erster Tag fern von zu Hause bei der NVA. Was brachte mir dieser Tag? Drei Erkenntnisse: zum Ersten, ich lebte noch. Nicht wenige meiner ehemaligen Freunde hatten mir prophezeit: „Dort überlebst du keine drei Tage.“ Ich hatte also noch zwei! Zum Zweiten: Vom ersten Tag an war mir klar: Ohne Eigeninitiative, auch wenn das nicht immer gewünscht wird, kommst du nicht klar in dem Laden. Und zum Dritten: Die Uniform sagt nicht immer etwas über die nötige Kompetenz ihres Trägers aus. Mancher versucht das offensichtlich durch Brüllen und Schreien auszugleichen. Oder anders: Je lauter, umso weniger Kompetenz.

Nach nur einer Nacht ging es für circa zehn von uns weiter nach Oranienburg ins AR 1 zur Grundausbildung.

2. Grundausbildung

Sicher gibt es bessere Momente, als an einem Novembormorgen auf einem LKW G-5 von Kletz nach Oranienburg zu fahren. Mit diesem Gefährt und auf den maroden Dorfstraßen war die Tour etwa vergleichbar einer Seefahrt bei Sturmstärke zehn. Aber nach nicht mal zwei Stunden war alles vorbei und wir fuhren auf das Gelände des AR 1 bei Oranienburg. Alle „Neuen“, egal, ob Wehrpflichtige oder SAZ, wurden im Kinosaal des Klubhauses versammelt. Fast alle noch in Zivil, aber manche doch schon in Uniform. Wir waren nach den Erlebnissen des vorangegangenen Abends in Kletz erstaunt, dass diesmal alles organisiert und vor allem ruhig ablief.

Als schließlich alle ihre zugewiesenen Plätze eingenommen hatten, betrat ein offensichtlich sehr hoher Offizier die Bühne, um uns zu begrüßen. Nach seinen Worten befanden wir uns im Artillerieregiment „Rudolf Gypfner“ in Sachsenhausen bei Oranienburg. Ein traditionsreicher Ort. Von 1936-45 war hier ein KZ der SS gewesen, jetzt eine Gedenkstätte des antifaschistischen Widerstandskampfes mit einem Mahnmal, vor dem wir dann auch Anfang Dezember vereidigt würden. In der Kasernen und den Baracken, die wir gleich beziehen würden, waren damals die SS-Wachmannschaften untergebracht. Wir sollten hier einen neuen Geist einziehen lassen und so weiter. Es folgten noch markige Worte über die Wichtigkeit unseres Dienstes an der Waffe für Frieden und Sozialismus. Was der Genosse Oberst vergaß zu erwähnen: Das KZ Sachsenhausen diente von 1945-48 als sowjetisches Straflager. Wir haben es dann zwar hinter vorgehaltener Hand von unseren Gruppenführern erfahren, aber

das ganze Ausmaß erst nach 1989 begriffen. Weiter wurden wir belehrt, dass die Hauptstadt der DDR, Berlin, für uns Sperrgebiet sei und das Sperrgebiet bereits am S-Bahnhof Oranienburg begann. Eine etwas sinnlose Bemerkung, da es bis zur Vereidigung keinen Ausgang gab. Dann, und das freute ihn besonders, erwähnte der Genosse Oberst noch, dass er diesmal sehr viele Unteroffiziersanwärter begrüßen dürfe, die zwar nur für vier Wochen hier im Regiment bleiben würden, die aber in dieser komplizierten Klassenkampfsituation einen besonderen Beitrag für ... und so weiter! Bei dieser Bemerkung wurde es etwas unruhig. Na gut, erst mal extra begrüßt zu werden, ich fand das in Ordnung. Das mit der Klassenkampfsituation hörte ich noch sehr oft in den drei Jahren. Jetzt war es also offiziell. Drei Jahre würde ich für ..., ach, das hatten wir ja schon, Dienst tun. Bevor hier aber Zweifel aufkommen, ich war zu dieser Zeit überzeugt, das Richtige zu tun. Den Frieden zu schützen, was sollte daran schlecht sein? Ich erwartete Neues, Spannendes und Abenteuer. Lernen wollte ich auch, an mir bis dahin völlig neuer und unerreichbarer Technik, und neue Kumpels kennenlernen. Das mit den Zweifeln kam später, dafür war jetzt kein Raum.

Erst mal gab es wieder was zu staunen. Wir wurden blockweise, entsprechend ausgegebener Nummern, aufgerufen und von unseren neuen Gruppenführern zu den Unterkünften gebracht. Alles gut organisiert und noch immer ohne Brüllen. Unsere Gruppenführer waren auch keine achtzehnjährigen Unteroffiziere, sondern durchweg ältere Stabsgefreite. Das hatte Vor- und Nachteile. Wir lernten wirklich etwas, wurden aber nicht geschont. Wenn es dann einem doch mal zu viel wurde, kam der Satz: „Ihr

seid freiwillig hier, nicht vergessen.“ Zynisch und ungerecht waren die aber nie.

Wir wurden also in Baracken untergebracht, es sollte ja nur für circa vier Wochen sein. Vorteil, nur vier Mann in einem Zimmer, sonst waren bis zu zwölf nichts Besonderes. Nachteil, ein Spind für zwei Mann. Frank („Ich werde Unteroffizier“!), wir waren schon seit der Abfahrt in Leipzig zusammengeblieben und hatten es auf die gleiche Stube geschafft, sagte nur: „Schei... wie soll das denn gehen?“ „Kriegen wir schon hin ...“, erwiderte ich nur und dachte an meinen Spind und die gnadenlose Ordnung im Thomasinternat.

Aber erst mal ging es jetzt ans Einkleiden, Bettmachen, irgendwann dazwischen auch Essenfassen, Erstbelehrung, Waffenempfang und so weiter. Nach dem Abendessen war „Maskenball“ angesagt, das hieß, in sehr kurzen Abständen in den unterschiedlichsten Uniformen auf dem Flur antreten und anschließend alles irgendwie im Spind verstauen. Jetzt wurde es das erste Mal etwas lauter, der Ton wurde rauer und so sollte es auch bleiben. Einige waren unseren Vorgesetzten wohl zu langsam. Manche sahen auch eher wie Vogelscheuchen aus. Die Ähnlichkeit mit einem Soldaten musste erst durch weiteres Üben erreicht werden. Spind einräumen, na toll, einer zu zweit, also kurz überlegen und erst mal: „Frank, geh mal weg und gib mir die Sachen einzeln zu.“ Zuerst ordnete ich die Bretter neu, zwei Böden für die Schuhe und so weiter, dann die Sachen, nach dem Ordnungssystem Thomaner. Sturmgepäck, Schutzausrüstung und Stahlhelm kamen auf den Schrank, fertig. „Fertigwerden“, tönte durch die Baracke, eines der beliebtesten Kommandos in der nächsten Zeit, meist folgte sofort danach, ohne das „Fertigwerden“

abzuwarten, „Raustreten“. Wir und noch ein Zweierteam waren fertig. Bei dem Rest sah es aus wie ... na ja, oder so! Unser Hauptwachtmeister bedeutete uns, unseren Spind zu öffnen. „Schei..., jetzt schmeißt der uns alles wieder raus.“ Frank hatte „Klappe halten“ noch nicht gelernt. „Das Einzige, was ich jetzt gleich rausschmeiße, sind Sie, Genosse Soldat“, giftete unser Spieß zurück. „So, sehen Sie sich diesen Spind an, von den Genossen Soldaten hier“, dabei zeigte er auf uns. „In zwanzig Minuten sehen alle so aus.“ Alle sahen mich giftig an und dann ratlos auf ihr Chaos. „Na los, wir helfen euch“ sagte ich nur und schob Frank in die Nachbarstube. Also baute ich Schränke um und Frank räumte mit ein. Die Situation war gerettet.

Ja, aber das war nur das Vorspiel, am nächsten Tag ging es los mit einer Waffenschau, Besichtigung des Regiments und der Gedenkstätte Sachsenhausen. Grundausbildung beinhaltete zu meiner Zeit die Ausbildung an der Waffe, Exerzierausbildung, Übungen im Gelände, Dienstvorschriftenstudium und Politschulung. Das Ganze wurde mit einem Gefechtsschießen und einer taktischen Übung beendet. Parallel dazu wurden wir auf unsere Verteidigung vorbereitet. Da wir getrennt von den übrigen Soldaten des AR1 untergebracht waren, erlebte ich nie irgendwelche EK-Exzesse oder Ähnliches. Wir waren mit uns und unseren Vorgesetzten beschäftigt und das reichte auch erst mal. Später kamen die anderen sozialen Erfahrungen des ganzen Armeewahnsinns dazu, aber damit konnte ich dann schon umgehen. Also einen „Kulturschock“ habe ich nicht erlebt. Lag wohl auch an der Waffengattung, den Vorgesetzten und meinen früheren Internatserfahrungen.